

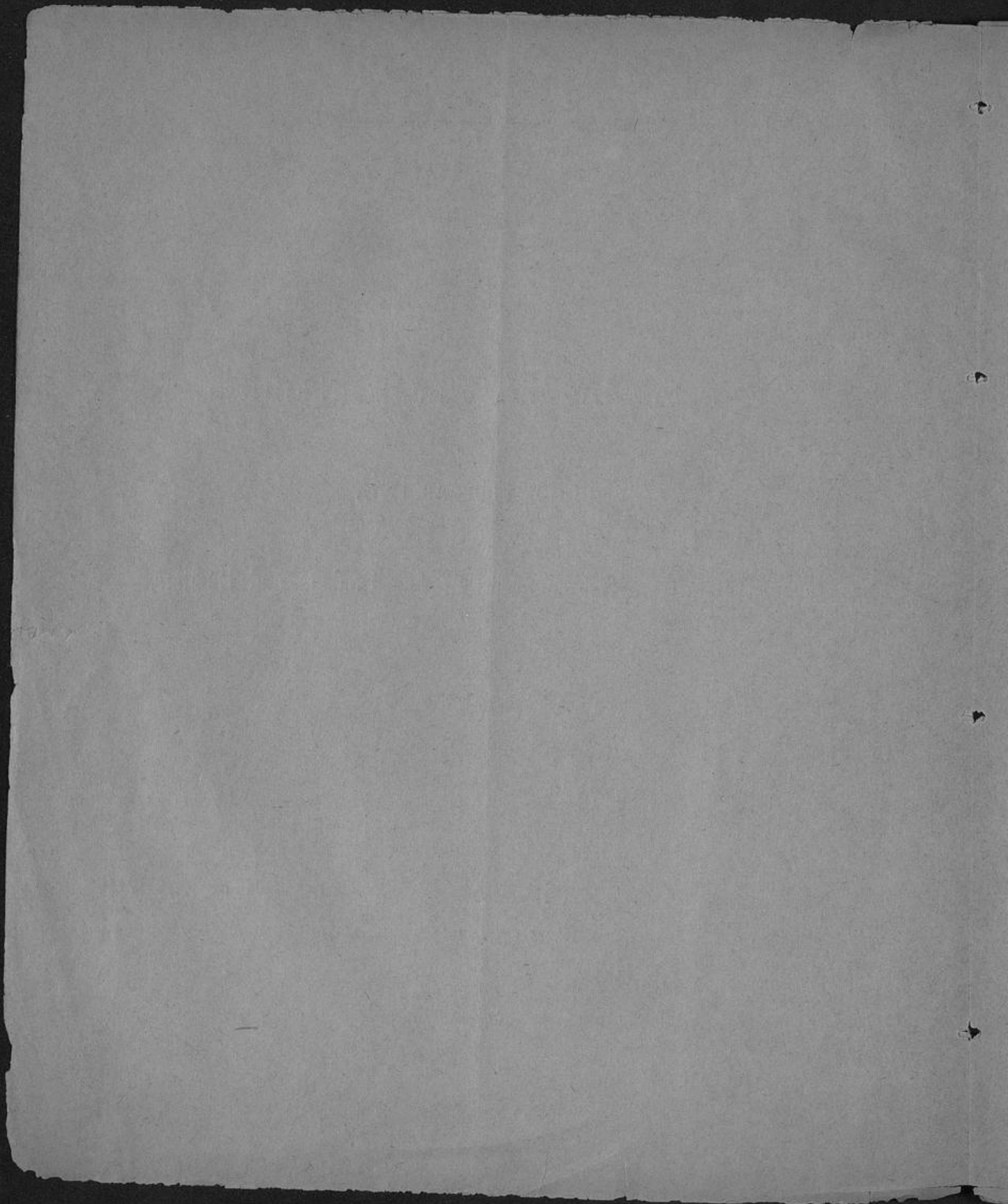
I.

Die Lessingfeier der Realschule

am 15. Februar 1881,

dem 100jährigen Todestage des großen Denkers und Dichters.





# Die Lessingfeier am 15. Februar 1881\*).

## 1. Eingangslied

gesungen vom Schülerchor: Lied von F. Mendelssohn, Text von Spitta.

1. Es kennt der Herr die Seinen, und hat sie stets gekannt, die Großen und die Kleinen in jedem Volk und Land. Er läßt sie nicht verderben, er führt sie aus und ein; im Leben und im Sterben sind sie und bleiben sein.

2. Er kennet seine Scharen am Glauben, der nicht schaut, und doch dem Unsichtbaren; als sah' er ihn, vertraut; der aus dem Wort gezeuget und durch das Wort sich nährt und vor dem Wort sich beugtet und mit dem Wort sich wehrt.

3. Er kennt sie als die Seinen an ihrer Hoffnung Mut, die fröhlich auf dem Einen, daß er der Herr ist, ruht; in seiner Wahrheit Glanze sich sonnet frei und kühn, die wunderbare Pflanze, die immerdar ist grün.

4. Er kennt sie an der Liebe, die seiner Liebe Frucht, und die mit lauterm Triebe ihm zu gefallen sucht; die andern so begegnet, wie er das Herz bewegt; die segnet, wie er segnet und trägt wie er sie trägt.

5. So kennt der Herr die Seinen, wie er sie stets gekannt, die Großen und die Kleinen in jedem Volk und Land: am Werk der Gnadenliebe durch seines Geistes Stärk, an Glauben, Hoffnung, Liebe als seiner Gnade Werk.

## 2. Festrede des Direktors.

In dieser Abendstunde, heut vor einhundert Jahren, traten einige Männer in ein Haus am Ägidienmarkte in Braunschweig, einen kranken Freund zu besuchen. Im Vorzimmer fanden sie ihres Freundes Pflögetochter, Amalia König, die das Krankenzimmer verlassen hatte, um dem treuen Vater ihre Thränen zu verbergen. Im Flüstertone erörterte man, ob es geraten sei, den Kranken zu besuchen — da plötzlich öffnet sich des Krankenzimmers Thür, ein Mann von hoher, noch ungebrochen scheinender Gestalt, aber mit der Blässe des Todes auf dem edlen Antlitz, den Todesschweiß auf der Stirn, tritt ein. Stumm, mit einem Blick seelenvolles Dankes, reichte er dem jungen Mädchen die Hand, neigte sich freundlich gegen die Freunde.

\*) Eine eingehendere Schilderung unserer Lessingfeier, für welche das Programm 1881 keinen Raum mehr bot, sollte den Schulnachrichten, Teil I, eingefügt werden. Sie wird, da sie dieselben unübersichtlich gemacht haben würde, herausgehoben und am Anfang des Programms mitgeteilt.



Plötzlich durchzuckt ein Schlag den Heldenhaften und der Größten einer ist in des Todes Arme gesunken.

Der Mann, der so am Abend des 15. Februar 1781 starb, war Gotthold Ephraim Lessing, geb. am 22. Januar 1729. Er war gestorben wie er gelebt. Er, der einst gesagt, er werde nie vor seiner Todesstunde, vielleicht in derselben zittern, er hatte auch in seiner Todesstunde nicht gebebt. Hoch und stolz und furchtlos schritt er dem Tod entgegen, wie er kühn und ein Verächter jeder Gefahr im Leben gestritten — und zugleich zeigen seine letzten Lebensäußerungen in Gruß und Händedruck jene herzliche und freundliche Humanität, in deren Dienste allein er je und je den Kampf für berechtigt gehalten. So starb der Mann, von dem einer unserer wenigen großen Literarhistoriker, Hettner, sagt: „Dem Deutschen geht das Herz auf, wenn er von Lessing redet.“

Sie sind, verehrte Anwesende, hier erschienen, um in dieser stillen Abendstunde mit dem Lehrerkollegium und den Schülern der höheren Unterrichtsanstalt dieser Stadt das Andenken Lessings zu feiern. Sie werden nicht von mir erwarten, daß ich in den wenigen Minuten, die mir zum Reden vergönnt sind, Ihnen ein auch nur einigermaßen genügendes Bild vom Leben und Wirken des großen Mannes entwerfe. Noch hat sich ja keine Meisterhand gefunden, dies Bild zu zeichnen, so dankenswerte Vorarbeiten zu einem solchen auch von fleißigen Sammlern gemacht sind. Der Grund liegt nahe: Lessing ist noch heut nicht einmal ausstudiert, geschweige denn völlig verstanden, ist noch bis heut nicht der Sauer Teig geworden, der zu werden er bestimmt ist; der große Schwarm unserer Künstler und Literaten arbeitet noch heut, als hätte ein Lessing nie gelebt. Woher sollte uns da schon ein völlig zureichendes Bild des Geistesriesen kommen?

So beschränke ich mich denn darauf, die Ursache des von Hettner Gesagten nachzuweisen, Ihnen in wenigen, charakteristischen Zügen darzuthun, warum denn jedem Deutschen das Herz aufgehen müsse, wenn von Lessing die Rede ist.

Lessing war ein **Dichter**. Nicht der größten einer. Hat er doch in bescheidener Selbstkritik in der hamburgischen Dramaturgie von sich gesagt, er sei überhaupt kein Dichter. „Wenn wir bedenken, wie ängstlich der Schriftsteller in der Regel beflissen ist, sich für etwas Größeres auszugeben, als er wirklich ist, so können wir nicht umhin, dies edle Geständnis zu bewundern. Lessing erfreute sich des höchsten, des verlockendsten Ruhmes: ein Dichter zu sein; er nimmt hier geflissentlich den Kranz von seiner Stirn und legt ihn als ihm nicht von Rechts wegen gebührend hin.“ Nun wohl, die Nachwelt hat ihm den unverwelklichen Lorber auf die Stirn gedrückt. Er war ein Dichter, ein großer Dichter, aber freilich nicht der größten einer. In ihm hatte nicht, schon wie später in Schiller, eine großartige neue Weltanschauung, wie die Kantische, welche für die nächsten Jahrhunderte den Sterblichen die Pforten für das Erkennen des Weltganzen erschließt, Leben gewonnen. Die Gestalten seiner Dichtungen sind nicht, wie die Schillers, Propheten der Zukunft, Träger von Ideen, welche die Entwicklung von Jahrhunderten als fruchtbare Keime enthalten und diese Ideen mit der Lebendigkeit und Glut, welche der dichterischen Gestalt im Gegensatz zum kalten Wort des Philosophen eignet, den Herzen der Zeitgenossen einprägen. Lessings Gestalten sind nichts mehr und nichts minder als die edelsten Vertreter der edelsten Geistesgüter, die seine Zeit schon geistig errungen hatte und die er gegen die Angriffe der Finsternis kühn verteidigte.

Er war auch kein Dichter wie Goethe. Ihm fehlt jene wunderbare Feinfühligkeit des Goetheschen Geistes für alles, was uns umgibt, jenes Aufsaugen der Welt in die Dichterseele, und jene erhabene Gestaltungskraft, die das in die Seele eingeschlürfte Wirkliche zum Idealen zu erheben und in plastischen Gestalten uns anderen armen Sterblichen vorzuführen vermag, in Gestalten, die uns so nahestehend, so naturfrisch, so schlicht erscheinen und die doch himmelhoch über dem unvollkommenen Sein stehend diesem die Ziele seiner Entwicklung zeigen. Ist es doch charakteristisch für Lessing, daß er einstmals den Wunsch äußern konnte, der Frühling möchte sich doch einmal in Rot statt in das langweilige ewige Grün kleiden. So ist denn seine Lyrik oft nur versifizierte Moral oder Belustigung des Verstandes und Witzes. Nur selten gelingt ihm ein frisches Lied. Eine Schillersche Romanze, eine Goethesche Ballade liegen jenseit der Grenze seiner Kraft.

Aber wie mit Recht des Sokrates Schüler rühmten, ihr Lehrer habe die Philosophie vom Himmel auf die Erde gebracht, so haben wir Deutschen Lessing zu danken, daß er die Poesie, vor allem die dramatische Poesie, vom Lande Utopia nach Deutschland geführt.

Zweien Forderungen hat die Dichtkunst, will sie nicht bloß für ein Spiel müßiger Köpfe gelten, sondern den Anspruch erheben, daß in ihr das Lebensblut der Nation pulsire, zu genügen, sie sind: Volkstümlichkeit und Naturwahrheit einerseits, Idealität anderseits. Beides war der „Gelehrtenpoesie“ seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts abhanden gekommen. Diese lag abseits der Bahnen, in denen das politische und soziale Leben der Deutschen sich bewegte; sie, die nur eine Sache der Gelehrten war, war nicht mehr volkstümlich, sie, die nach der Studierlampe roch, verzichtete darauf, Ideale zu haben und zu verkünden. Ihre Lyriker wußten nichts davon, daß in ihren Herzen und in denen der Nation gelebt haben sollte, was durch ihre Lieder klang. Ihren Dramatikern lag es fern, das Leben der Zeitgenossen, bestrahlt von den großen Ideen, welche die Zeit bewegten, als ein durch das Ideal geläutertes Bild dessen, was sein und werden sollte, hinzustellen. Die Dichtkunst war ein Spiel des Verstandes in der Gelehrtenzunft geworden, ein Zeitvertreib, den man erlernen konnte und nicht Verklärung, sondern Nachahmung der Natur war der erste Grundsatz der Ästhetik.

Gegen diese Verkommenheit der Poesie ist der Dichter Lessing ein lebendiger Protest. Zwar in der Lyrik steht er nicht über seinen Zeitgenossen und unter manchen anderen Lyrikern jener Zeit. Auch ihm gilt das Dichten von Liedern noch als vergnügungsvoller Zeitvertreib und er weiß den alten Horaz nicht besser gegen die törichten Angriffe pedantischer Schulfüchse zu verteidigen als damit, daß er darzuthun bemüht ist, Horaz habe beim Dichten seiner Oden nichts empfunden, sei darum auch für die in ihnen dargestellten Gefühle nicht verantwortlich zu machen. Aber weder die Lyrik noch das Epos waren Lessings Beruf. Für jene den Sinn zu wecken durch Erschließung des tiefen Sinnes und der wahren Bedeutung der Volkslieder war Herders, diesem aufs neue verheißungsvolle Wege zu weisen Klopstocks Aufgabe. Lessing hatte seine Sendung zu erfüllen als Dramatiker. Als solcher ist er der Reformator der Dichtkunst im höchsten und besten Sinne geworden. Schon seine Jugenddramen, obwohl auch sie noch die Schablone der üblichen Komödie zeigen, erheben sich hoch über die Leistungen der Zeitgenossen dadurch, daß sie das Leben und die Ideen ihrer Zeit atmen. Heut hieße es Wasser ins Meer gießen, so man für die Gleichberechtigung der Juden schreiben wollte, damals, als jeder Jude das natürliche Recht, Vater zu sein, mit schwerer Steuer büßen mußte, als jeder Jude, der in Berlin das Brandenburger Thor passierte, einen



Zoll zahlen mußte, als wäre er ein Stück Vieh, als es noch barbarische Gesetze und Verordnungen, auf Schmach und Kränkung berechnet, gegen die Juden gab, als noch der schlimmste Bösewicht, so er nur Christ hieß, sich auch dem edelsten Juden gegenüber schier alles erlauben durfte — damals war ein Schauspiel wie Lessings „Juden“, so mangelhaft es als Dichtwerk ist, eine kühne That. Das erkannten seine Zeitgenossen, das erkannte vor allem auch die geistvolle Frau Neuber, welche Lessings Jugendarbeiten zu ihrer Bühne Zugang verstattete. Und was der Jüngling verheißt, hat der Mann erfüllt. Wir können uns heut kaum eine Vorstellung von der Umwälzung machen, welche Lessings *Minna von Barnhelm* hervorrief. Der Jubel in Berlin war unbeschreiblich. Es geschah das unerhörte, daß das Schauspiel auf Verlangen des Publikums zehnmal hintereinander gespielt wurde und „es würde noch öfter verlangt worden sein, wenn nicht einige Mitglieder der königlichen Familie zugegen gewesen wären, bei deren Anwesenheit die Etikette dem Publikum Schweigen auferlegte“. Aber bald darauf fanden noch drei Wiederholungen unter ungeheurem Zudrang statt, so daß Luise Karsch schrieb: „ein außerordentlicher Zusatz zur Ehre des Herrn Lessing, denn vor ihm ist noch keinem deutschen Dichter gelungen, daß er den Edlen aus dem Volk, dem Gelehrten und Laien zugleich eine Art von Begeisterung eingebläst und so durchgängig gefallen hätte“. Man jubelte diesem Drama zu, weil es seit Jahrhunderten das erste volkstümliche Drama war, weil Menschen von Fleisch und Blut, in denen man sich wiedererkannte, in der Sprache der Zeit zu den Hörern redeten, weil, was die ersten Tage an tiefgehenden Schmerzen und jauchzender Lust, an edlem Nationalgefühl gezeugt hatten, hier zum beredten Ausdruck kam. Wie mußte, um nur eins anzuführen, das Geschick eines Tellheim die Berliner erschüttern, welche im Lustgarten die Freibataillone hatten auflösen sehen, welche die Tapferen des siebenjährigen Krieges als darbenende Krüppel (Pension gabs damals noch nicht) durchs Land ziehend täglich erblicken konnten. Soll ich noch reden von *Emilia Galotti*, jenem ersten und furchtbaren Protest gegen die gekrönten Verbrecher, jene Verwüster von Ehre, Zucht und Sitte, welche damals die Mehrzahl der deutschen Throne und Thronlein einnahmen? Kurzum, Lessing zuerst gelang es wieder, im Drama volkstümlich und naturwahr zu sein und doch nicht der Plumpheit und Roheit des Volksschauspiels mit seinem Hanswurst zu verfallen, sondern zugleich dem künstlerischen Ideal treu zu bleiben.

Auch der **Kritiker** Lessing entzückt und begeistert uns vor allem durch seine sittliche Hoheit und Reinheit. Er ist tapfer und schneidig, ja schonungslos grausam, wo es Not thut, aber dabei von einer bewundernswerten Unparteilichkeit und Gerechtigkeit. Er ist stets derselbe, es gelte Feind oder Freund, ja den Bruder oder die eigene Persönlichkeit. Nie ist ihm die Kritik ein Mittel, die persönliche Rache zu kühlen, den Angreifer seiner Person als solchen zu verwunden und niederzuwerfen, immer nur ist sie ihm die geheiligte Waffe in dem großen Weltkampfe gegen den Irrtum zu gunsten der Wahrheit. Angesichts dieses Kampfes freilich, auf den die Augen der Ewigkeit schauen, gilt jede, auch die vielbewundertste und höchststehende Persönlichkeit für klein. Darum greift er der Wahrheit zulieb jene vielangestaunte Tagesgröße, den Diktator Gottsched in Leipzig kühnlich an. „Niemand wird leugnen,“ so hatte einer geschrieben, daß das deutsche Theater dem Herrn Gottsched einen großen Teil seiner Verbesserung zu danken habe.“ „Ich bin dieser Niemand,“ fährt Lessing darein, „ich leugne es geradezu.“ Was Wunder, daß die Angegriffenen nicht selten seine Schärfe als Grobheit verschrienen, daß ein Klotz ihn zu belehren suchte, daß Höflichkeit doch eine artige Sache sei.“

„Gewiß“, antwortet Lessing, „denn sie ist eine so kleine. Aber so artig, wie man will, nicht höflich sein ist noch lange nicht grob sein. Höflich sein ist nicht immer Pflicht, aber zum besten der Wahrheit freimütig sein, ist Pflicht, es sogar mit Gefahr sein, für ungesittet und böseartig gehalten zu werden, ist Pflicht.“ Als seine „Tonleiter“ in der Handhabung der Kritik gibt er an: „gelinde und schmeichelhaft gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler; und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher.“ Kein Wunder, wenn Wieland Riedel den guten Rat gab: „Hüten Sie sich mit Lessing handgemein zu werden. Yorik sagt zwar vom Teufel: Widerstehet ihm, so flieht er vor euch; aber das sicherste ist doch, vor ihm zu laufen, sobald man ihn erblickt.“ Was aber vor allem unser Herz fröhlich macht ist dies, daß Lessing nach den Grundsätzen, welche er für sein Wirken als literarischer Kritiker befolgte, auch sein Leben einrichtete. Herb und streng gegen sich selbst und andere forderte er allüberall Wahrheit und Geradheit. Er legte den Maßstab der ernstesten Kritik auch an jedes sittliche Thun. An diesem Manne war nichts falsches, nichts gemachtes. Nie hat der persönliche Vorteil, nie der lockende Glanz einer schönen, behäbigen Zukunft, nie die schwerste Not des Lebens vermocht ihn von dem, was er für Pflicht und Recht erkannt, abzubringen. Mögen einige Züge aus seinem Leben dies Bild des Mannes uns deutlicher machen. Im ersten Jahre seines ersten Berliner Aufenthalts gab er im Verein mit seinem Freunde Mylius eine Vierteljahrsschrift: „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“ heraus. Als Mylius, ein Anhänger Gottscheds, in einem der ersten Hefte die törichte Behauptung drucken ließ, daß die italienische Literatur nicht ein gutes Drama hervorgebracht habe, gab Lessing, da die Zeitschrift durch diesen Beweis der Unwissenheit seines Mitredacteurs kompromittiert sei, dieselbe sofort auf. Und er that das in einer Zeit, da er mit schwerer Not zu kämpfen hatte. Ihm stand gewissenhaftes Handeln höher als Behaglichkeit. Bald darauf lehnte er den einträglichen Posten eines Redacteurs der Vossischen Zeitung, zu dem man ihn berief, ab, weil bei der strengen Censur die Zeitung sich politischer Erörterungen enthalten mußte und er seine Zeit nicht an „unnütze Arbeit“ verschwenden wollte. Unnützlich war ihm jede Arbeit, die nicht ein wahrhafter Ausdruck des ernstesten Lebens des Arbeitenden ist. Aus ähnlichen Gründen wies er später die Berufung als Professor an die Königsberger Universität zurück, weil er als solcher jährlich eine Lobrede auf den König zu halten habe und er vorher nicht wissen könne, ob er auch stets mit gutem Gewissen werde loben können. Reich hätte er werden können, als er 1760 Gouvernementssekretär beim General Tauenzien wurde. Tauenzien, ein heldenmütiger, offener und ehrlicher Soldat, von dem Lessing später sagte: „Wenn der König so unglücklich geworden wäre, seine ganze Armee unter einem Baume versammeln zu können, so würde Tauenzien gewiß mit darunter gestanden haben“, — Tauenzien verschmähte es nicht von der damaligen Münzverschlechterung, zu der Friedrich gezwungen war, und von deren bevorstehenden Maßregeln er und sein Sekretär stets zuerst Nachricht erhielten, Vorteil zu ziehen und sich ein Vermögen von mehr als 100,000 Thalern zu erwerben. Als Lessing nach 5 Jahren Breslau verließ, ging er so arm als er gekommen war. Sein damals reichlicheres Einkommen verwandte er auf Bücher. In Breslau legte er den Grund zu den umfassenden Studien für den Laokoon. Von dem, was ihm blieb, teilte er den Armen mit vollen Händen mit. Er pflegte Gold und Silber in einer Tasche zu tragen und einem Bettler die erste beste Münze zu geben. Brachte ihm ein solcher ein Goldstück zurück, so lobte er



ihn wegen seiner Ehrlichkeit und ließ ihm das Geld, das die Vorsehung ihm bestimmt habe. Als einst ein Freund ihn tadelte, weil er jemand unterstützt habe, der es nicht verdiene, antwortete er: „Wie viel hätte wohl jeder von uns, wenn uns nur das zuteil würde, was wir verdienen?“ Allerdings wollen wir nicht verschweigen, daß er in derselben Zeit zuweilen auch locker lebte und abends spät nach Hause kam. Sein Hauswirt, ein biederer Bäcker, suchte ihn dadurch zu heilen, daß er Pfefferkuchen in Form eines Nachtwächters buk, denen er in Zuckerguß die Umschrift „Gotthold Ephraim Lessing“ gab, aber gefruchtet soll diese Pfefferkuchenpredigt so wenig haben als bei manchen anderen Leuten die sog. Gardinenpredigten. Daß er während dieser 5 Jahre Eltern und Geschwister überreich unterstützte, wissen wir aus den Briefen an seinen Vater. Völlig unempfindlich war er gegen alle äußeren Ehren, verurteilte darum auch aufs strengste die widerliche, heut ja leider noch immer herrschende Unsitte des Beifallgeklatsches im Theater. In seiner Fehde mit Klotz sprach er aus, daß das übertriebene Lob, das dieser ihm gespendet, ihn angeekelt und gegen Klotz eingenommen habe.

Auch als Mann der **Wissenschaft** gehört Lessing nicht der kleinen Schar jener Geistesriesen an, welche die Resultate aller Einzelwissenschaften zu einem Gesamtweltbilde, einer Gesamtweltanschauung in einem philosophischen System zusammenfassend den Geschlechtern ganzer folgender Jahrhunderte den Weg zur Erforschung der Wahrheit weisen. Diese Aufgabe war ja seinem großen Zeitgenossen Kant von der Vorsehung zugedacht. Für Lessing ist es charakteristisch, daß die Mehrzahl seiner Arbeiten unvollendet geblieben ist. Er sollte anregend, aufstörend wirken, das Erdreich mit dem stählernen Karst lockern, damit der fruchtbare Regen eindringen könne, der bevorstand. Aber wo er zugreift, da geht sein Forschen und Fragen so tief, da ist das Metall, das er schürft, so edel, der Fund, den er thut, so reich, daß er heut noch kaum verstanden, geschweige denn überholt ist. „Alle bisherige (d. h. bis Lessings Auftreten) anleitende und urteilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock fortgeworfen; wir hielten uns für von allem Übel erlöst“, sagt Goethe von Lessings Wirksamkeit bei seinen Zeitgenossen.

Die Wissenschaft hat nur ein Ziel: Wahrheit. Sie scheine zu nützen oder zu schaden, sie gefalle uns oder gefalle uns nicht — gleichviel, sie muß errungen, verteidigt, verbreitet werden. Wer der Wissenschaft dienen will, muß die Wahrheit seines Lebens Stern sein lassen, ihr allein dienen wollen, muß das Zutrauen besitzen, daß sie am letzten Ende doch der Menschheit heilsam ist, wenn auch unserm blöden Blick es manchmal scheinen will, als sei es besser sie zu bemänteln oder noch zu verheimlichen. Ein solcher wahrer Priester der Wahrheit war Lessing. „Ich weiß nicht“, sagt er, „ob es Pflicht ist, Glück und Leben der Wahrheit aufzuopfern, wenigstens sind Mut und Entschlossenheit, welche dazu gehören, keine Gaben, die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht, wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder garnicht zu lehren, sie klar und rund, ohne Rätsel, ohne Zurückhaltung, ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren und die Gaben, die dazu erfordert werden, stehen in unserer Gewalt.“ Und weiter: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz ein Mensch ist, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hätte und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demut in seine Linke und sagte:



Vater, gib, die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.“ Um jenes klaren, runden, offenen Heraussagens der Wahrheit willen war Lessing auch, nebenbei gesagt, ein Feind der Lateinschreiberei. Gar mancher Dummkopf verstehe Latein, während nicht selten sehr scharfsinnige Denker keine Gelegenheit gehabt, es zu lernen.

Und er war nicht der Wahrheit treuester Diener bloß als Schriftsteller und Mann der Wissenschaft, er hat sie Tag für Tag die Leuchte seines Lebens, seiner Handlungen groß und klein sein lassen. Er war eine *anima candida* in des Wortes edelstem Sinne. Wann sind wir mehr geneigt es mit der Wahrheit nicht genau zu nehmen, als wenn es sich um Männer handelt, die wir hoch verehren, deren Leben und Thaten wir als den Grundstein unseres Denkens und Handelns anzusehen gewohnt sind. Tausend Geschichtswerke lehren uns, wie gar oft die Wahrheit Schiffbruch leidet, wenn die Schwächen und Fehler eines großen Mannes zu enthüllen der Treue gegen Kirche, Vaterland und anderes, das uns teuer ist, Abbruch zu thun scheinen könnte. Lessing war von dieser Schwäche frei. Keinen hat er höher verehrt als Dr. Luther, von keinem hätte er sein Thun und Lassen lieber beurteilt gesehen. Er sei, erzählt er uns, eine Zeit lang in Gefahr gewesen ihn zu vergöttern. Darum habe er sich gefreut, Schwächen an ihm zu entdecken, darum seien ihm dieselben lieber gewesen als seine blendendsten Vollkommenheiten, darum mache er sich ein Verdienst daraus, jene nicht minder als diese aufzudecken. — „*De mortuis nil nisi bene.*“ Das Wort ist wie alle Sprichwörter und Gemeinplätze nur halb wahr. Gewiß sollen Neid und Haß wenigstens am Grabe schweigen und nicht den Leichnam dessen umherzerren, den sie bei seinem Leben kaum anzubellen gewagt. Aber nimmer auch soll der Tod uns von der Wahrheit scheiden, nimmer soll er uns hindern, wo das unser Amt ist, auch am Verstorbenen zu tadeln, was der Wahrheit gemäß ist. Mylius, ein Jugendfreund Lessings, ist das Urbild jenes sittenlosen, fahrenden Literatentums, das heut sich so gern für die „deutsche Schriftstellerwelt“ ausgibt, jener Horde, die, weil sie Verse machen und Novellen brauen kann, sich für zu gut hält, im Schweiß des Angesichts gleich ihren Mitbürgern hart zu arbeiten, jener Drohnen, die Goethes Wort vergessen haben, daß die Muse das Leben „begleiten“, nicht aber es „leiten“ soll, und die an die Nation gar den Anspruch erheben, daß sie sie für ihre Trägheit im Alter mit Pensionen „dankbar“ zu Tode füttern soll. Ein Lessing dachte anders. Als er zur Herausgabe von Mylius' Schriften veranlaßt wurde, erklärte er, „dem nicht im Tode schmeicheln zu wollen, dem er im Leben nie geschmeichelt“. Unverblümt gab er kund, daß in Mylius ein großes Talent an flüchtiger und charakterloser Vielschreiberei zu Grunde gegangen sei; er nahm geradezu Anlaß, an diesem seinem Jugendfreunde jenes sittenlose, fahrende Literatentum recht grell zu kennzeichnen. — Gegen sich selbst ist Lessing nicht milder gewesen. Sein größtes kritisch-ästhetisches Werk, der *Laokoon*, erhielt anfangs Winkelmanns vollen Beifall. Später urteilte derselbe, empfindlich wie er war, wenn jemand über die Kunst der Alten, deren Beurteilung er als seine Domäne ansah, zu schreiben wagte, höchst ungerecht, ja wegwerfend über Lessing. Nach seinem Tode erhielt Lessing den Auftrag, eine Auswahl aus Winkelmanns Briefen herauszugeben und es blieb ihm überlassen, welche er wollte drucken lassen. Es ehrt den Braven, daß er die bitteren Äußerungen Winkelmanns über den *Laokoon* nicht unterdrückt, sondern mit in die Auswahl aufgenommen hat.

Alles in allem: Das Herz geht uns auf, wenn wir von Lessing hören oder ihn lesen, weil hier Mann und Werk stets eines sind. „Wenn wir ein Werk von ihm zur Hand nehmen,

befinden wir uns in Gesellschaft eines lebendigen Menschen, nicht bloß eines Buches, eines Menschen, der beim Schreiben die Leser vor Augen hat, in deren Seelen er die Saatkörner der Ernte zu streuen wünscht, die langsam in seiner Seele gereift ist.“ Ja, langsam gereift ist, wie auch Schiller und Goethe keine „Genies“ waren, die tagtäglich für ein halb Dutzend Zeitungen „Originalnovellen“ zu schreiben wußten, wie auch in ihrer Seele viele Jahre reifen mußte, was uns heut entzückt und noch nach Jahrtausenden fesseln, entzücken, von des Staubes Gemeinheit befreien wird. Darum war Lessing ein wütender Feind des Literatentums, darum ein Verächter jener Wunderkinder, welche ernten, bevor sie gesäet haben, die stets einen beifallklatschenden Pöbel finden, aber in wenigen Jahren, höchstens Jahrzehnten vergessen sind. Als Weiße einst von Schriftstellern sprach, „welche die Jahre des Genies vorbeifliegen ließen“, bis die Geschäfte des Lebens oder andere Sorgen die Poesie in ihnen erstickten, erwiderte Lessing spottend: „Ich kann nicht sagen, wer diese Jünglinge sind. Sind es aber wirklich Genies, so verspreche ich mir von Ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir Meisterstücke erwarten dürfen.“ Und seinem Bruder Karl schrieb er über dessen Lustspiele: „Ich habe dir schon oft mündlich gesagt, woran ich glaube, daß es dir fehlt. Du hast zu wenig Philosophie und arbeitest viel zu leichtsinnig. Um die Zuschauer so lachen zu machen, daß sie nicht zugleich über uns lachen, muß man auf seiner Studierstube lange sehr ernsthaft gewesen sein. Man muß nie schreiben, was einem zuerst in den Kopf kommt. Deine ersten Stücke sind so gut als meine ersten Stücke und wenn du dir zu jedem neuen Stücke, wie ich es gethan habe, vier bis sechs Jahre Zeit lässest, so kannst du leicht etwas besseres machen, als ich je gemacht habe oder machen werde. Aber wenn du fortfährst, Stücke über Stücke zu schreiben . . . so wird dein hundertstes Stück kein Haar breit besser als dein erstes. Studiere feißig Moral, lerne dich gut und richtig ausdrücken und kultiviere deinen Charakter; ohne das kann ich mir keinen guten Schriftsteller denken.“ Mutets uns nicht an, als sei das eine Kritik der Ebersschen deutschverderberischen Blutschandeliteratur, von der alljährlich ein neues „reifes“ Werk um Weihnacht zugleich mit den Thorner Pfefferkuchen ejusdem anni verkauft wird?

Das Herz geht uns auf, wenn wir von Lessing reden oder hören, weil dieser stets er selbst ist, weil er das leuchtendste Vorbild ist der Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit. Wer war zu seiner Zeit ein besserer Patriot als er? Als alles in Leben und Sitte, Kunst und Literatur vor der Fremde sich beugte, begann er den Befreiungskampf zu gunsten deutschen Wesens und deutscher Eigenart. 1756 gab er die schönsten Aussichten für die Zukunft, eine verheißungsvolle und gutdotierte Stellung auf, weil er in den Preußenhaß der Leipziger nicht einstimmen und die Freundschaft zu Ewald v. Kleist nicht materiellen Rücksichten opfern wollte. Er, ein Sachse, veröffentlichte die erste Sammlung der von Gleim verfaßten „Preußischen Kriegslieder eines Grenadiers“. Das aber hinderte ihn nicht, als Gleim in seinen späteren Liedern die Feinde Preußens bitter schmähte und dadurch dauernden Haß gegen dieselben zu säen drohte, das bitter zu tadeln. „Gesetzt“, so schrieb er, „es wird über kurz oder lang wieder Friede, gesetzt, die jetzt so feindselig gegen einander gesinnten Mächte söhnen sich aus — was meinen Sie, daß dann die Leser zu so mancher Übertreibung sagen werden, die sie jetzt in der Hitze des Affekts für unangezweifelte Wahrheiten halten?“ Er werde nie nach dem Lob des Patrioten geizen, der ihn vergessen lasse, daß er auch Weltbürger sein solle. Der brave, für wahrhafte Humanität kämpfende Mann wollte nicht, daß man in einem



Kämpfe, vor allem nicht in einem Kampfe von Deutschen gegen Deutsche Siegestsäulen errichte, die nach Beendigung des Streites zu Schandsäulen werden müssen.

Wie man auch denken mag von der Stellung, welche Lessing zum positiven Christentum einnahm, eines wird ihm von niemandem bestritten, daß er ernstlich nach der Wahrheit gesucht und die Vorschrift Jesu: „Liebet eure Feinde“ sein ganzes Leben hindurch eifrig und aufrichtig zu erfüllen bemüht gewesen sei. Nicht jeder, der zu einem orthodoxen System sich bekennt, ist darum schon ein bekehrter Christ, nicht jeder, der zu seiner Lehre schwört, hat darum schon ein durch Christi Geist umgeschaffenes Herz, nicht jeder, der als korrekt kirchlich vor Menschen erfunden wird, wandelt darum auch in den Fußtapfen Christi. Darum hat Lessing um Duldung gekämpft für suchende Seelen. „Die Zeit soll es lehren“, so läßt er sich vernehmen, „ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnis und im Munde hat oder der, der einmal klüglich gezweifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Überzeugung gelangt ist oder sich wenigstens bestrebt hat, dahin zu gelangen. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von den Eltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen wie ihr Vermögen, aber sie bezeugen auch, was für Christen sie sind. So lange ich nicht sehe, daß man das vornehmste Gebot, seinen Feind zu lieben, besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob die Christen sind, die sich dafür ausgeben.“ Ist er darum ein Genöß gewesen jenes seichten Aufklärichts, der damals bis zur Religionsspötereie sich verirrt? Er hat ihn mit Entrüstung von sich gewiesen. „Sagen Sie mir“, schreibt er 1769 an Nicolai, „von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben, ja nichts. Sie reduziert sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottrisen zu Markte zu bringen als man will. Und dieser Freiheit muß der rechtliche Mann sich zu bedienen schämen.“

Ieh kann nicht von Lessing scheiden, ohne von seinen Gedanken über Erziehung einiges Ihnen mitzuteilen. Der angeblich große und viel bewunderte Reformator des Erziehungswesens war damals Basedow. Er und seine Nachfolger, ein Bahrtdt und andere, brachen völlig mit der Vergangenheit. Was je in Deutschland von Erziehung und Unterricht gewesen war, wurde als barbarisch, als Unnatur verschrien. Ganz neue und unerhörte Wege sollten eingeschlagen werden und vor allem sollte an Stelle der Rute das Zuckerbrot treten und das Lernen keine Mühe mehr machen, nicht mehr eine Arbeit, sondern lediglich ein Vergnügen sein. Wahr und schön, wenn auf das Schulleben das Schlaraffenland und nicht des Lebens Not mit aller Härte und seinem heißem Ringen folgte. Dem gegenüber vertritt Lessing auch hier wieder den sittlichen Standpunkt, daß Unterricht nicht blos belehren, sondern auch erziehen, nicht blos Kenntniss und Erkenntnis mehren, sondern auch den Willen reinigen und kräftigen soll. Der Verstand soll an geistigen Gegenständen geübt werden, um zur Aufklärung zu gelangen und die Reinheit des Herzens hervorzubringen, die uns fähig macht, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben.“ Was erzogen wird, so fährt Lessing fort, wird zu etwas erzogen, Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jüngling eröffnet, Ehre Wohlstand u. a. sind nur Mittel, ihn zum Mann zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten fortfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sei. Sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand von einer besseren Zukunft sich fühlt, von dieser Zukunft Beweggründe für sein Handeln zu erborgen nicht nötig haben



wird, da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, weil Belohnungen darauf gesetzt sind. Sie wird gewiß kommen diese Zeit.“

Ja, sie wird kommen, sie wird gewiß kommen diese Zeit, trotz allem, was uns trüben und bedenklich machen kann. Denn wie es dem, der in Kunst und Literatur heutzutage sich umsieht, scheinen möchte, als habe für die Mehrzahl ein Lessing nie gelebt, so ist auch vieles, vieles da, das unsere edle deutsche Schule zur Unterrichtsfabrik zu machen droht. Gerade jene Berechtigungen, welche der Schule im Staatsorganismus eine so einflußreiche Stellung verschafft und die wir, wenn für nichts besseres, als ein notwendiges Übel mindestens dulden zu müssen glauben, sie drohen, wenn wir nicht wachsam sind, der Strick zu werden, welcher die Schule, welche durch Unterricht erziehen will, erdrosselt. Wo fragt man noch, wann man eine Schule zu errichten trachtet, nach dem Unterricht, der am besten Menschen unserer Tage zu erziehen geeignet wäre? Man rechnet sich und andern Berechtigungen vor. Und wo man sie nicht in Hülle und Fülle hat, da hungert man nach jeder einzelnen derselben, zuweilen nur gar zu wenig nach dem Wege fragend, der von der jetzigen Unvollkommenheit zur wahren Vollkommenheit führen kann, die nicht in äußerlichen Rechten ruht. Und wie wir ja — leider! — schon eine stattliche Zahl christlicher Kirchen und Kirchlein zählen, deren jede sich für die alleinseligmachende erklärt, so werden wir bald auch ein Dutzend Schulgattungen haben, deren jede allein klug machen zu können behauptet.

Mögen Sie denn klug machen, meinethalben superklug.

Ob sie aber dann auch noch weise machen werden?

Weise in dem Sinne, daß wenn Jubel und Jauchzen unsere Sinne durchtobt, doch das Leid mit ernstem Auge in unsere Seele schaut und wir wissend bleiben, daß wir da sind, Thränen zu trocken und die Welt schmerzsfreier für unsern Nächsten zu machen?

Weise in dem Sinne, daß, wenn unsere Seele von Leid zerrissen ist und unsere Klage an des Himmels Wölbung schlägt und der irrende Blick keinen Zufluchtsort mehr findet, wir doch wissen, daß am Ende aller Dinge das Antlitz des Göttlichen strahlt?

Weise in dem Sinne, daß wir in der Erscheinungen Flucht das Ewige schauen und uns nie fangen lassen von den Formen und Formeln des Toren- und Narrentums, daß, wenn in dunkler Sturmesnacht alle Herzen beben und alle Augen blind sind, wir doch den Stern sehen, der auf den Pfaden zur Ewigkeit leuchtet?

Gott sei Dank, noch ist des Lehrers Arbeit nicht mechanisiert, noch ist sein Beruf so groß und schwer, daß die routinierte Flachköpfigkeit zu ihm sich nicht hingezogen fühlt. Noch wirkt nur der Lehrer erziehend und begeisternd auf unsere Jugend, der selber ein Charakter ist. Gott sei Dank, noch haben wir Schüler, deren Augen in Stolz und Freude aufleuchten, wenn sie spüren, daß man sie zu Männern zu erziehen trachtet.

Aber, bedenken Sie es wohl, Ihre Knaben und Jünglinge gehören uns nur für den dritten Teil des Tages an. Ihnen, den Eltern, gehört neben dem besten und größten Teil an Liebe und Verehrung in den Herzen Ihrer Söhne auch der größte Teil ihrer Zeit. Ein Wort von Ihnen vermag wie ein fruchtbarer Regen zu wirken, und das Herz Ihres Kindes unserm Wirken zu öffnen, Ein Wort von Ihnen auch es diesem Wirken zu verschließen. Sorgen Sie, daß der Name des großen Wahrheitshelden, dessen Todestag wir heute feiern, nicht nur ein leerer Schall sei, der aus der Vorzeit dumpf herübertönt, sondern daß er eine tägliche lebendige Mahnung werde an Ihre Söhne, daß er Ihr beständiger Hausfreund sei. Trage denn auch

dieser Tag und seine Feier dazu bei, daß wir mehr und mehr dankerfülltes Herzens mit dem Dichter den Manen des großen Toten zurufen können:

Dank dir,  
 der du unter den Erhabenen, längst Begrabenen,  
 ein Meister den Kranz gezeigt den Meistern,  
 und die Pfade gebahnt hast unseren Geistern;  
 du, der Kunsterscheinungen Kenner und Richter,  
 der Wissensmeinungen Prüfer und Sichter,  
 du Schrecken aller Perrückengesichter,  
 der Wahrheit Verfechter,  
 der Schönheit Wächter,  
 dein sei in Lieb' und Dankbarkeit  
 heut gedacht und allezeit.

3. **Kantate** von Tietz, Text von Spitta:  
 „Hüter Israels“, op. 19, gesungen vom  
 Schülerchor.

4. **Recitation**, verfaßt und gesprochen vom  
 Direktor:

In buntem Wechsel rauscht des Lebens  
 Strom

einher und sorglos geben wir, die Schiffer,  
 dem Augenblick uns hin der heitren Fahrt.  
 bald naschend nur die süße, goldne Frucht,

5 bald sorgend, wie wir Schein und Tändelei,  
 ein Nichts, doch groß genug, uns zu betören,  
 uns schaffen, sichern mögen und erhalten.  
 Doch wenn einmal der leichte Nachen streift  
 an wilde Klippen, die zum Himmel ragend  
 10 uns Zeugnis geben, welche Zwerggestalten  
 der Nachen birgt, und wenn der Wirbel  
 Tosen

uns mahnt, daß unter uns auch eine Welt  
 voll schauerliches Dunkels liegt, das einst  
 auch uns bestimmt ist, wenn die goldne Sonne  
 5 erlischt am Firmament, wenn Wetterwolken  
 den Himmel decken, Donnerstimmen tönen  
 und Totenglocken langsam, langsam läuten —  
 dann schweigt in uns die Gier der Gegenwart;  
 den Blicken thun sich auf die ehrnen Pforten

20 vergangner Zeiten; tausende von Jahren  
 und Menschen, Millionen zu Millionen  
 gesellet, die gleich uns sich freuten, litten

und starben, gleiten unserm Blick vorüber.

Wir fühlen, was wir sonst nur wissen, daß  
 5 auch unsre Fahrt einmal zu Ende geht;  
 wir lernen dann, daß nicht die Gegenwart  
 sich selbst genug ist, daß wir auch der  
 Zukunft

zu leben haben, daß wenn unser Leib  
 zu Staub zerfallen, doch der Name bleibt —  
 30 der Name nicht allein, auch Ehr' und  
 Schande.

Wie so der Einzelne in schweren Stunden  
 belehret vom vergangenen die Zukunft  
 in's Auge faßt und ihr zu leben, ihr  
 zu sterben ernstlichen Gedankenratschluß  
 5 in sich erzeugt und hochgesinnt sich heiligt —  
 so lebt auch in der ganzen Menschheit  
 Ahnen;

in edler Völker Geist, die Gottes Wille  
 dem Staub enthob und zu der Wahrheit Licht  
 geführt, vor allem klar das Hochbewußtsein,  
 40 daß unser irdisch Denken, Thun und Treiben  
 der Jugend gelte und in ihr der Zukunft;  
 daß Gott ein Ziel gesetzt der Welt Ge-  
 schlechtern,

dem jedes Menschenalter näher rücke,  
 daß weiser werden, besser werden,  
 schöner werden,

5 des Einzelnen, der ganzen Menschheit  
 Losung;

daß Gottes Ebenbild in uns gestalten  
und sorgen, daß nach uns es noch voll-  
kommner  
sich ausgestalte, unser würdig sei.

Daß weiser werde unsere Jugend, tränken  
50 wir aus der Wissenschaften Quell den Geist.  
Sie stehe auf den Schultern aller Weisen,  
die vor uns einst gelebt, sie waffne sich  
mit allen Mitteln, die uns in das innere  
Getriebe dieser Welt zu schaum verstaten;  
5 sie lerne, besser noch als wir, die Kräfte,  
die blinden in der Menschheit Dienst ge-  
brauchen;

sie lerne, besser noch als wir, daß Früheres  
des Künftigen Lehrer und Berater sei  
und meide Fehler, die wir kaum erkennen.  
60 Daß besser werde unsre Jugend, leiten,  
wir sie zum Born, der ewig allen quillt,  
zu Gottes Lehren, die das wilde Herz  
allein besänftigen und dem Verzagten  
Trost, Kraft und Mut zu tapfrem Ringen  
geben.

5 Wir hassen Weichlichkeit und schlaife Zucht,  
die Männer tötet und nur Buben bildet;  
in harter Arbeit soll sie erst sich selbst  
und dann die Welt bezwingen lernen, soll  
der alten Schlange einst den Kopf zertreten  
70 noch besser, kräftiger, als es uns gelang.

Daß schöner werde unsre Jugend, führen  
wir sie zur Kunst Hier lerne sie im An-  
schaun

des ewig Schönen schön sein, atme Haß  
dem Eklen, Häßlichen in Art und Sitte.  
5 Es blicke aus des Marmors stummen Zügen  
des Seelennadels Widerschein sie an;  
es leuchte aus des Bildes Rahmen ihr  
veredelter Natur erhabne Form;  
von Dichterlippen töne ihrem Ohr  
80 die Kunde goldner Zeiten, da dem Menschen  
des Glückes heitre Sterne glänzen, weil  
sein Wille obgesiegt dem Häßlichen;  
es rausche aus der Töne Harmonieen

ihr Wohl laut Gottes Stimme zu, es läuter-  
5 der süßen Klänge zwingende Gewalt  
den Sinn, verscheuche ihr die düstren  
Schatten,  
die Sinnlichkeit und blinde Leidenschaft  
ihr in die Seele werfen. —

Hier vor euch  
will heut ein Teil der Jugend dieser Stadt  
90 Zeugnis ablegen, daß nicht trockner-  
Formeln

gesiebte Haufen ihren Geist belasten,  
nicht bloßes Phrasendreschen, Wortge-  
klingel

ohn Ziel und Ende ihr die Seele fülle —  
nein, daß gediegener Wissenschaften Gold  
5 von ihr geschürft wird in des Geistes  
Schachten,

das sich bewährt, wenn es zu zeigen gilt,  
daß Wissenschaft der Schlüssel sei, der das  
Verständnis all des Edelsten und Besten,  
was große Geister unserm Volk geschaffen,  
100 zu öffnen wisse. —

Auf, so folgt uns denn  
um hundert Jahr zurück in die Geschichte.  
Denn ein Jahrhundert fast verging, seitdem  
des großen Dichters Mund in jenem Lied,  
das heute noch wie Frühlingsglockenläuten  
5 in ewiger Frische unser Herz erquickt,  
des deutschen Volkes eigenartig Wesen,  
Empfinden, Denken, Wollen, Handeln malte.  
Zu Deutschen auch, doch andern Menschen  
als

wir heute sind, sprach jenes große Lied  
110 vor hundert Jahren. Wenn zu andern  
Menschen,

drum auch zu bessern? Alte Leute sagens,  
ihr wißt, daß alle Tage, alle Tage  
die Welt nur schlechter werde, und daß wir,  
die Epigonen riesiger Geschlechter,  
5 so viel an Wuchs und Tugend auch ver-  
lieren,

als wir an Zeit von unsern Ahnen abstehn.  
So laßt uns denn der Zeiten Vorhang lüften,



ein Bild beschaun, von dem, das einstens  
war.  
Ein lieblich Bild, fürwahr! das sich  
uns zeigt.  
120 Die Wohnung zwar ist klein, die Zimmer  
niedrig  
und alter Hausrat, oft wohl schon vererbt  
und heutigem Begriff von „Eleganz“  
garnicht entsprechend, aber fest, gediegen,  
von Eichenholz gefügt, erfüllt die Zimmer.  
5 Dort schlägt die Mappe auf an jenem Tisch —  
ihr findet nicht zwei Dutzend neue Blätter,  
die voll von Holzschnittbildchen euch be-  
lehren,  
was vor drei Tagen in der Welt ge-  
schehn ist,  
die man vergift so schnell, als man sie  
ansieht;  
130 ach nein, ein einzig schlecht bedrucktes  
Heftchen,  
schon vierzehn Tage alt, nicht voll Novellen  
und andern seichten Zeugs, das kaum des  
Blätterns  
sich lohnt, doch voll von ernster Denker-  
arbeit,  
und Namen, die wir heut mit Ehrfurcht  
nennen,  
5 ein Wieland, Goethe, Herder, Schiller,  
andre,  
sie bieten in ihm ihre Schätze dar.  
Seht dort die Hausgenossen und die Freunde  
des Hauses, um „des Lichts gesellige  
Flamme“  
versammelt. Wovon geht die Rede? Nun,  
140 ich denke von der Kleider neustem Schnitt  
und wie der Braten gestern prächtig  
schmeckte,  
jedoch der Wein nicht gut genug gewesen,  
und welche Magd und wem davon gelaufen,  
und was passiert ist und was noch pas-  
siert wird,  
5 wenn andres, was noch nicht passiert ist,  
noch passierte.

Nichts, nichts von alledem! Mit hohem  
und höherem Erstaunen hören wir  
von Dingen, die man heut nur vom Katheder  
und von der Kanzel zu vernehmen pflegt:  
150 was Tugend sei und ob Unsterblichkeit  
der Seele sich bloß glauben oder auch  
beweisen lasse, was der Dichtung Wesen  
und wie man großer Dichter Geisteswerke  
genießen solle und zu einer Kraft  
5 gestalten, die in allen irdischen Jammer  
uns doch das heiß ersehnte Ziel „erflogen  
erblicken lasse von der Schönheit Hügel.“

Ja, wahr ist's, was die Alten sagen, besser,  
weil tiefer denkend, innger fühlend, waren  
160 die Väter und die Mütter jener Zeit.  
In ihres engern Lebenskreises Ringe  
bespiegelt sich des ganzen Weltalls Pracht;  
und jenes Streben, sich der Harmonie  
des All zu nähern und die Seele hin  
5 zu geben an das Ringen um das höchste,  
es wurzelte in edlen Seelen tiefer  
zu keiner andern Zeit, auch unsrer nicht.  
Darum errangen sie der Dichtung Krone,  
drum ward der Zeit bescheert das Dichter-  
paar,  
170 in dessen Werken sich des deutschen  
Geistes  
Vollendung spiegelt. —

Also wär es wahr,  
wahr, nur zu wahr, was uns die Alten  
sagen?  
So bliebe uns für unser Leben nichts  
als Sehnsucht nach vergangnem, Thränen um  
5 die sonngen Tage, die nie wiederkehren?  
Ach nein, die alte Zeit, sie zeigt uns  
auch,  
ein grauses Antlitz, das medusengleich  
das Blut in unsern Adern starren macht.  
Verlaßt das traute Heim und geht hinaus  
180 in Deutschlands Fluren, schaut das Land  
euch an,  
wie es sein Kaiser, der zu bitterm Hohn

- des „Reiches Mehrer“ damals ja genannt ward,  
ansah als Ware, zum Verschachern gut an Fremde. Wüst und wild auch war die Zeit.
- 5 Nur wenige genossen edles Friedens erhabne Güter, aber Millionen erlagen schwerem Frondienst. Wo der Bauer  
heut froh im eignen Acker Furchen zieht, da floß in jener Zeit der blutge Schweiß  
190 Leibeigener für fremde Dränger hin. Es war der süße Name Vaterland zum Fremdwort fast geworden. Kaum ein Grollen  
ging durch die Gauen, als der finstre Korse  
mit ehernem Fuß das alte Reich zertrat.
- 5 Doch wie nach alter Sage fern im Osten der Phönix seinen altersmüden Leib in Feuerfluten tauchend aus der Asche geläutert und verjüngt der Sonne zufliegt, so hob sich aus der alten Zeiten Not  
200 ein Volk empor, hochherzig und bereit sein alles um die Freiheit kühn zu wagen. Doch Freiheitschlachten schlägt nicht erst das Schwert.  
Was frommt die schärfste Klinge, wenn sie nicht  
in kräftiger und in gewandter Hand?
- 5 Und welche Hand ist kräftig, ist gewandt, die nicht ein Held regiert, der hoch und stolz  
in Geistesschlachten seinen Mann gestanden?  
Darum erwuchs eh unserm Vaterland der Geistesriese, der mit scharfer Klinge  
210 des sichtenden Verstands, der Allgewalt der Rede, die das Herz des Hörers zwingt, den Boden Deutschlands frei von fremdem Tand  
gefeht, der hehre Volksbefreier Lessing. Von ihm, der heut vor hundert Jahren sein
- 5 lorberumkränzt Haupt zur Ruhe legte, laßt jetzt uns hören. Er, der uns heute fast nur als ernster, reifer Mann erscheint, war einst ein heitrer, lebensfroher Jüngling, um dessen Mund ein fröhlich Lächeln spielte,
- 220 der manches Lied voll lustger Laune sang, von Lieb' und Becherklang und Spiel und Scherz.  
Eins singt man heut ja noch, so hört ihm zu:
5. **Lied** von Lessing: „Gestern, Brüder, könnt ihr glauben.“ Volksweise. Männerchor.
6. **Recitation.** (Forts.)  
Doch Spiel und Scherz ward nur zu bald verweht  
vom Sturm, der aus Ost, West und Süd und Norden  
5 um unser Vaterland zerschmetternd toste des siebenjährigen Krieges Wut brach los. Da sah mit Haß und Zorn die halbe Welt, doch mit Vertrauen und Glauben unser Volk auf einen Mann, Friedrich den Großen, hin.
- 230 Ihm gelten Lessings Lieder jener Zeit, ihm, der mit nie erreichter Meisterschaft des Krieges ehre, blutge Würfel warf, doch auch zugleich ein Mensch war, nicht geblendet,  
vom Wahngebilde falscher Majestät,  
5 der sich bewußt war, daß der Höchstgestellte  
zumeist berufen sei zum Dienst der andern.
7. **Deklam.** Ode von Lessing: das Jahr 1754. gespr. vom Primaner Schmitz.
8. **Lied:** Fridericus rex, unser König und Herr. Volksl. aus dem 18. Jahrh. comp. von Löwe. Schülerchor.
9. **Recitation.** (Forts.)  
Der Friede kam, ihm schenkte noch der Krieg  
ein neues, unerhörtes Meisterwerk,

Lessings Gedicht, ihr kennt, Minna von Barnhelm.

240 Ja, neu und unerhört, denn wie bei Roßbach  
vor deutschen Säbeln Schminke, Puder,  
Reifrock,  
Pomadentopf, Haarbeutel und Perrücke  
zerfetzt, zersaust, zerstiebt Reißaus ge-  
nommen,  
so schlug des großen Dichters großes Drama  
5 die alten „Staatsaktionen“ aus dem Feld.  
Nichts mehr von staubbedeckten Herr-  
lichkeiten,  
von großperrückgen Herrn und steifen  
Damen,  
die in bombastscher, nie gehörter Rede  
erlogene Gefühle wiederkäuen —

250 wir wollen Leben, frisches Leben sehn,  
wirkliche Menschen, Bein von unserm Bein,  
die uns begeistern, bessern und belehren,  
die zeigen, was wir können, wenn wir  
wollen.  
So scholl der Ruf durchs Land, als Lessings  
Dichtung  
5 mit Allgewalt die Herzen fesselte.  
Wie auch der schlichte Mann, der früher  
nur  
mit rohen Späßen auf die Bühne trat,  
zu Hohn und Spott dem üppgen Gecken  
diente —  
wie dieser schlichte Mann voll innger Treu,  
260 voll Biederkeit und hohes Seelenadels  
in Lessings großem Dichterwerke lebt,  
das laßt uns schauen.

10. **Deklam.** Minna von Barnhelm  
Aufz. I, Auftr. 9. 12, zum teil ge-  
kürzt, dargestellt von den Primanern  
Hammerstein, Lange, Lindgens.

11. **Recitation.** (Forts.)  
Begeisterung für das, was wahr und  
schön,  
weckt nur das Kunstwerk, das die Herzen  
rührt,  
5 das mit geheimnisvoller Allgewalt

gleich einem Wesen, das aus lichten Höhn  
zu unserm Erdendunkel niedersteigt,  
uns zum noch unbegriffnen nach sich zieht.  
Das war des Dichters Lessing Zweck  
und Ziel,

270 doch nicht allein. Der Literatenschwarm  
von heute freilich weiß von weitem nichts,  
hält sich zu gut dem thatenvollen Leben  
der Wirklichkeit auch seine Kraft zu  
weihn,  
mißachtet Goethes Worte, daß die Muse  
5 das Leben zwar begleiten, aber nicht  
als einzge Führerin es leiten soll.  
Doch unser großer Dichter war zugleich  
ein Mann der Wissenschaft. In heißer  
Arbeit  
errang er allen Zeiten das Verständnis  
280 des Schönen in der Dichtkunst und im  
Anschau  
des edlen Marmorbildes, das die Alten  
als ewig höchsten Ausdruck dessen, wie  
der Schmerz,  
der tiefste auch, maßvoll zu tragen sei,  
uns hinterlassen, ging ihm Maß und Ziel  
5 für alle Kunstgebilde leuchtend auf

12. **Gesang.** „Zum Werke, das wir ernst  
bereiten.“ Chor aus Schillers Glocke  
von Romberg.

13. **Vortrag** des Primaners Deicke über  
Lessings „Laokoon.“

14. **Recitation.** (Forts.)  
Wahrheit ist nicht nur Ziel der Wissen-  
schaft,  
gut handeln nicht Gesetz blos der Moral,  
Schönheit nicht nur Erfordernis der Kunst;  
daß Wahrheit, Tugend, Schönheit allen  
Menschen  
290 zu eigen werde, daß die ganze Welt,  
wie Uhland singt, nur ein Gutleuthaus sei,  
das ist das letzte, höchste Strebensziel.  
Doch solch Ziel zu erreichen gilt es Kampf  
und Krieg. Krieg, wo man uns die Fratze  
5 anstatt der Göttin Antlitz bieten will;



- Krieg, wo die Bestie sich im Menschen  
rührt  
und edle Art und fromme Sitte höhnt;  
Krieg, wo man statt der Wissenschaften  
Gold  
der Lüge falsche Münze frech vertreibt.
- 300 Nur ein Gefild ist, wo kein Schlachtenruf  
ertönen darf, wo nur die fromme Milde  
allein die Herrschaft übt: die Religion.  
Denn wie ein Menschenherz mit seinem  
Gott  
zu Frieden und Versöhnung kommen mag,  
5 weiß es allein. Ihm ist allein bekannt,  
wo für des tiefsten Leides Angstum-  
strickung  
ihm ewge Ruhe und Erlösung winken.  
Kein Menschenauge dringt in diese Tiefen.  
Wo wir nicht schauen, dürfen wir nicht  
richten
- 310 und wo nicht richten, nimmermehr ver-  
dammen.  
Das ist die Antwort, welche Lessings  
Nathan  
dem großen Sultan gibt.
15. **Deklam.** Nathan Aufz. III., Auftr. 7  
bis zu den Worten „sei mein Freund“,  
dargestellt von den Primanern  
Becker und Dähne.
16. **Recitation.** (Forts.)  
So hat denn Lessing als der erste Held  
die Freiheitsschlachten im Gefild des Geistes  
5 geschlagen und gesiegt. Ihm folgten andre,  
ein Schiller, Goethe, Kant und Schleier-  
macher,  
die in der trüben Zeit, da altes starb,  
und mutlos eine Welt mit ihm das beste  
erstorben währte, eine neue Zeit  
320 in stiller Geistesarbeit vorbereiten.  
Ja, damals, in der Zeit der tiefsten Schmach,  
als alle morschen Stützen, die bisher  
für fest gegolten, krachend niederbrachen,  
als sich der Sklavensinn dem stolzen  
Fremden  
5 nicht minder sklavisch beugte als vorher  
dem guten wie dem schlechten Machtgebot,  
damals erwachte in den deutschen Herzen  
der freie Wille, brach sich siegend Bahn,  
nahm sein Geschick fest in die eigne Hand.
- 330 Ihr kennt die böse Zeit von anno Sechs.  
„Des Großen Friedrich Heer, das einst bei  
Roßbach  
Franzosen jagte, ward wie nie geschlagen  
vom Franzenvolk. O Jena, Trauertag,  
welch trüber Zeiten Schein bricht mit dir an.  
5 Gefangen ohne Kampf die Generale,  
die festen Städte Reitern ausgeliefert.  
Wie trügen wir, der Zeiten zu gedenken,  
schien in der Nacht uns nicht ein heller  
Stern.“  
In Kolberg setzt man sich dem Feind  
zur Wehre.
- 340 Nicht-blos Soldaten kämpfen um die Ehre  
des Vaterlands für Waffenruhm und Sold.  
In Kolbergs tapfrer Bürger Adern rollt  
ein neues Blut. In ihren Herzen lebt,  
was ihre Geisteshelden lang erstrebt:  
5 daß nur des freien Mannes freiwillig  
Trachten  
den Sieg gewinnt in blutgen Frei-  
heitsschlachten.  
„Berannt ist Kolberg; eben droht der  
Sturm.  
Da hält mit seinen Offizieren Gneisenau  
den letzten Kriegsrat. Kolbergs wackre  
Bürger,  
350 Joachim Nettelbeck, Herr Rektor Zipfel,  
ein alter Kriegsmann Würges und noch  
andre  
sind da, des Kommandanten Wort zu hören:
17. **Deklam.** Aus Heyses Kolberg,  
Aufz. IV. Auftr. 9, dargestellt von  
den Primanern: Spieß, Terjung,  
Feldmann, Backhaus, Stöcker,  
von Eicken, Hennenbruch.
18. **Lied** von E. M. Arndt: „Was blasen

die Trompeten“, Volksweise, gesungen vom Schülerchor.

19. **Recitation.** (Schluß.)

Was seit der Väter Tagen großes ward  
Gethan in Arbeit, Wissenschaft und Kunst;

35 Wo noch ein Feuer strahlt aus Himmels-  
höhn

Hoch über des Gemeinen Qualm und Dunst;  
Wo Herzen schlagen in Begeisterung  
Für Ideale, die kein Aug' gesehn —

Es ist nach Lessings Art und Geistes-  
schwung,

360 Aus Lessings glühndem Wahrheitsdurst  
gesehn.

So legen wir den Lorber ihm aufs Grab,  
Voll innges Dankes für des Edlen Schweiß,  
Voll froher Hoffnung für der Zukunft Tag,  
Scheint uns das Heute auch oft schwül  
und heiß.

5 Er lebt uns noch, er bleibt uns lange  
noch

Viel dauernder als Marmor, Stahl und Erz.  
Er war, was jeder von uns werden soll:  
Ein Edelstein, ein treues, deutsches  
Herz.

20. **Lied:** „Ich kenn' ein hellen Edel-  
stein“. Aus den Gesellenfahrten von  
Otto, ges. vom Schülerchor.

